

Laienbemerkungen zum Streit der Theologen

Herr A. Schädelin, Pfarrer am Münster zu Bern, hat gestern auf unsern Artikel in Nr. 413 und noch mehr den Reformtheologen geantwortet. Es mögen hierzu folgende Bemerkungen gestattet sein, die ein Laie machen darf, ohne sich damit ein Urteil über die Bedeutung einer Theologie anzumäßen.

Die Anhänger der Berufung Barths haben den großen Vorteil der Einigung auf einen bestimmten Mann; ihre Gegner aber haben den Vorzug größerer Geschlossenheit in der Art, wie sie diese Berufung ablehnen. Wenn die ganze Sammlung der Einsendungen, die für Barth sehten, veröffentlicht werden könnte, so ergäbe sich daraus ein Bild, das schädlicher wäre als Jakobs Herde. Ruft uns der eine zu, gewisse Stellen in Barths „Römerbrief“ seien lediglich Kanzeljargon und nicht tragisch-wörtlich zu nehmen, so sagt der andere, Gott selber rede so. Glaubt der eine, wir hätten Zitate aus dem Zusammenhang gerissen und gegen Barth verwendet, so dankt uns der andere ausdrücklich dafür, daß die Zitate im Zusammenhang gegeben seien. Verweist der eine darauf, daß der Mensch, der vom Geist ergriffen ist, diesen Geist nicht geistig beherrschen und die vom Geist eingegebenen Worte nicht klüglich wählen könne, so schreibt der andere, Barth überlege und prüfe all seine Worte immer außerordentlich genau. Betont der eine, daß die Person ganz hinter der Sache verschwinden müsse, so sagt der andere mit nicht weniger Grund, es komme in erster Linie auf eine bedeutende Persönlichkeit an. Schnaubt uns ein junger Landpfarrer an: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“, so sprechen uns andere Anhänger Barths für das Interesse, das unser Blatt dem zu besetzenden Lehrstuhl entgegenbringe, nur zu viel Anerkennung aus. Soviel, daß uns fast scheint, die Herren seien nicht ganz im Bild über den notwendigen Interessentkreis einer Zeitung.

Aus alledem errät man, wie stark, aber auch, wie verschiedenartig der Einfluß Barths in unserm Lande jetzt schon ist, wie persönlich bedingt durch die Person des Empfangenden, aber vielleicht doch auch durch die Person des Gebenden, der gewiß nicht ein bloßes Medium, sondern ein persönlich geprägter und prägender Mensch sein muß. Seine Anhänger selber sprechen in dieser Diskussion weniger vom unmittelbaren Gotteswort als von Barth'scher Theologie. Wir hätten Mühe, diese den Bezirken des Menschlichen entrückt zu denken.

Es ist, wie Pfarrer Schädelin schreibt, die Beziehung zum Staat, die uns veranlaßt, uns an der Diskussion zu beteiligen, womit aber nicht gesagt sein wollte, daß die Theologie einzig oder auch nur vorab nach ihren Beziehungen zum Staat zu beurteilen wäre. Aber die Beziehungen zum Staat sind eben das, was uns Laien angeht.

Hierüber seien noch einige Worte gestattet. Es ist gut, daß der Zusammenhang zwischen bestimmten Zeitereignissen und dem Verdammungsspruch, den Barth gegen die bestehende Ordnung der Dinge überhaupt schleudert, offen zugegeben wird. Vielleicht ist der Schritt nicht mehr groß bis zu der Erkenntnis, daß die alle Autorität, den Staat an sich (heißt er wie er wolle), aber auch Ehe und Familie treffende Verurteilung eine Entgleisung war; vielleicht ist diese Erkenntnis bei ernstlicher Prüfung eine ebenso „mögliche Unmöglichkeit“ wie der Glaube daran, daß wir in Barths Schriften „Gott selbst vernehmen, nicht wiederum den Menschen“.

Es scheint, daß wir „den Menschen, den menschlichen Staat“ als „ein harmloses Wesen“ dargestellt haben. Dann war das gründlich falsch dargestellt. Aber ob fern von Gott Krieg und Revolution gemacht werde, oder ob das glaubensreiche und kulturarme Abendland unter dem Ruf „Gott will es!“ knöcheltief im Blut der Frauen und Kinder wadet, um das Grab des Erlösers zu eröffnen — oder ob der Glaube des Volkes an Scheiterhaufen entzündet werde — immer wieder zeigt sich die Gefährlichkeit der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Ballungen, und es ist noch gar nicht gesagt, daß die im Namen Christi begangenen Bluttaten schöner seien als alle andern.

Nun ist es auch gar nichts Neues, daß sich die Religion gegen die Familie wendet. Wenn Barth die Familie als den „gefährlichen Gözen des Bürgertums“ dem Untergang widmet, so dürfen wir schon an die „starken und eifrigen Götter“ denken, die auch den Familiengözen nicht neben sich duldeten und sich darum wie weiland Baal Kinder braten ließen oder doch an der gehorhamen Mordbereitschaft des Vaters gegenüber seinem Sohne Freude hatten. In den Tempeln der Astarte ist die Jungfrauschaft ganzer Völker der heiligen Prostitution geopfert worden — gewiß war da kein Platz mehr für einen bürgerlichen

Familiengözen. Aber wir brauchen nicht so weit zurückzugehen. Gestützt auf das gleiche Wort Gottes, das Barth predigt, sind die Adamiten in Böhmen und sind die Leute um Jan van Leiden bis zum wildesten Weiberkommunismus gegangen. Das war die Freiheit des Christenmenschen, wie sie gelehrt und gelebt wurde; es war in Münster, wo Barth heute lehrt, und dort wird man am wenigsten Grund haben, zu veressen, was eine gegen alles Bestehende gerichtete Auslegung der Heiligen Schrift anzurichtete. Imstande ist! Darf man in solchem Zusammenhang Gottfried Keller anführen: „Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich aufrichten; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kriechgeistern des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tatzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor.“

In den Beziehungen zum Staat gibt es aber entweder ein Ja oder ein Nein. Die „Barthianer“ lesen aus Barth beides heraus. Die Frage, was nun gelte, ist berechtigt. Eine unbedingte Billigung des Bestehenden (an dem wir ja beständig bemüht sind, zu verbessern!) verlangt gewiß kein Mensch von einem Theologen und nicht einmal ein Theologe von einem andern. Aber wissen muß man, wer sich zur Gemeinschaft zählt. Herr Pfarrer Schädelin sagt richtig, daß wir selber ein Teil des Bestehenden sind, auch des bestehenden Staates, der uns nicht von außen auferlegt wurde, sondern den unser Staatsvolk selbst aufbaute und beständig umbaut. Wer aber selber ein Teil des Ganzen ist, der kann und wird und darf nicht „in distanzierter Sachlichkeit“ dazu stehen. Auch der Pfarrer, auch der Theologieprofessor steht in erster Linie nicht „gegenüber“, er steht in dem Ding selber, von dem hier die Rede ist. Wir denken an Zwingli, wir denken an Calvin. Uns will nach gewissen Zuschriften scheinen, daß diese einfache, für manchen vielleicht zu bescheidene Tatsache heute auch gepredigt werden muß. Wenn aber einer ernstlich und aufrichtig unser menschlich-unzulängliches Staatswesen als etwas vom „Bösen“ betrachtet, als etwas grundsätzlich dem Abgrund Zugehöriges dann würden wir es nicht verstehen, wie dieser Mensch in einen Staatsdienst treten könnte. Da sind denn doch jene religiösen Gemeinschaften, die sauber zwischen „Gott“ und der „Welt“ scheiden, und den Staat mit seiner Landeskirche zur Welt werfen, viel verständlicher.

Eine Frivolität aus katholischen Bezirken sprach wohl von „accommodements avec le ciel“. Noch frivoler wären gewisse accommodements nach unten.

Es fällt uns nicht ein, Prof. Barth vorzuwerfen, daß er sich eines solchen Kompromisses schuldig mache, dagegen fällt uns allerdings ein, zu zeigen, wohin gewisse Gedankensäden laufen müßten, die er angesponnen hat.

Man begrüßt die Aufregung über und um die Person des Professors Barth, der bereit sein soll sich von der Berner Regierung auf den Lehrstuhl Lüdemanns berufen zu lassen, als ein hoffnungsvolles Zeichen, sieht wohl gar darin ein Zeugnis dafür, daß die Wahrheit von oben sein Haupt umwittere. Immerhin wäre zu bedenken, daß es um Strauß noch ganz anders gewettert leuchtet hat. Und sogar um Keller... E. Sch.